

Das Glück der Welt.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Der Bergingenieur erwachte in Ceriso. Prüfend untersuchte er die Lagerung der Gesteinsmassen. Im Halbdunkel tastete er an den Wänden entlang, maß die Breite der Spalte und schätzte deren Tiefe. Endlich sank er aber doch muthlos zurück. Die Felsblöcke rechts und links vor der kaum handbreiten Oeffnung hatten sich im Sturz wie zu einer einzigen, festgefugten Masse verbunden, und er konnte erkennen, daß die Stärke der eisenharten Mauern, die sein Grab umschlossen, über zwei Meter betrug. Mit dem mangelhaften Werkzeug, das die Hütte ihm darbot, hätte er wohl einer Woche bedurft, um sich Bahn zu brechen — diese Woche aber bedeutete für ihn den langsamen, qualvollen Hungertod.

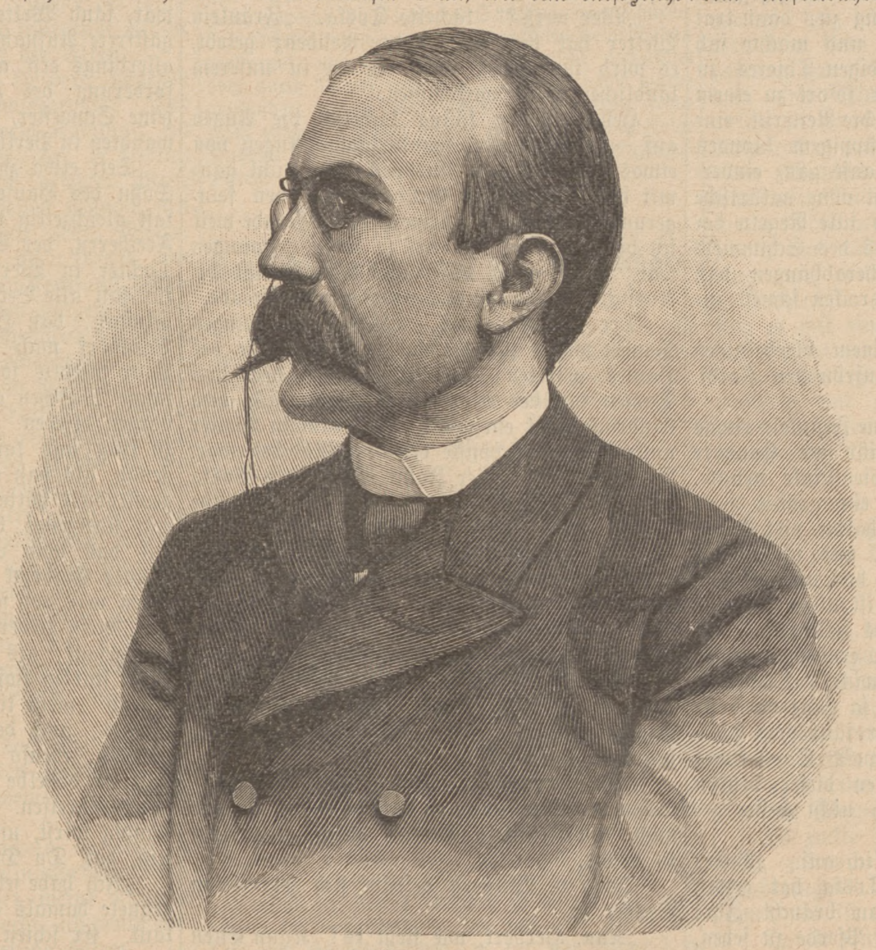
Und wieder raffte er sich empor. Er wollte nicht verzweifeln, ehe nicht auch das Letzte versucht war. Durch den engen, von ihm selbst gebahnten Gang kroch er in den Wohnraum zurück. Auf's Neue entzündete er seine Laterne und begann auch hier noch einmal eine gründliche Untersuchung des ganzen Raumes. Ueberall umschloß der Felssturz fest, undurchdringlich für seine Kräfte, das ganze Haus. Es gab keinen Ausweg — es gab keine Rettung. Auch der Vorrath an Lebensmitteln, den er in dem unverschütteten Kellerraum fand, war äußerst gering, nur ein paar große Krüge mit alter, kräftiger Chicha waren außer etwas Maisbrod vorhanden. Dennoch begrüßte Ceriso diesen Fund mit großer Freude. Seit über vierundzwanzig Stunden hatte er außer einigen Cocablättern nichts genossen, und trotz aller Sorge mundete ihm ein Stück Brod und ein Schluck des feurigen Getränkes vortrefflich und goß neuen Lebensmuth in seine Adern. Er wollte wenigstens nicht sterben, ohne für seine Rettung gearbeitet zu haben — zum zweiten Male griff er zu dem schon bei Seite geworfenen Werkzeug, drang wieder in den kleinen Raum, in dem seine todten Lieben ruhten, vor und begann die mühevolle Arbeit des Durchbruchs. Aber schon nach wenigen Stunden ließ er entmuthigt den Arm sinken: was ihm gestern Nacht in dem losen Gerölle innerhalb des Hauses gelungen, war hier unmöglich, die eisenharten Granitblöcke ließen sich nicht mit dem schwachen Werkzeuge bearbeiten. Wenn er nur einige Kilogramm Pulver, nur eine Sprengbüchse mit Nitroglycerin gehabt hätte!

Dieser Gedanke durchrieselte ihn plötzlich wie ein namenloses Glück, wie eine entsetzliche Angst zugleich. Mit pochendem Herzen eilte er in den Wohnraum zurück und begann ihn auf's Neue in fieberhafter Hast zu durchsuchen: und dann hielt er plötzlich zwei kleine, schmale, längliche Kästchen in den Händen, kostbarer für ihn in diesem Augenblicke, als alle Schätze der Inkas.

Auf der mit dem Indianer Acaja unternommenen Expedition hatte er drei Dynamitpatronen mitgenommen und nur eine derselben verbraucht. Die kluge Vorsicht, daß er die beiden übrigen auf jenem mühevollen Rückweg, der ihn schließlich in das Haus Atopillo's brachte, in seinem kleinen Bündel mitgenommen hatte, belohnte sich jetzt. Und das Schicksal war ihm hold gewesen. Unmittelbar neben dem Aufbewahrungsorte der Patronen war während des Erdbebens ein mächtiger Felsblock niedergegangen, dessen Schlag sie zweifellos zur Explosion gebracht haben würde, aber sie waren unverletzt geblieben.

Niemals hat wohl ein Bergmann mit größerer Sorgsamkeit ein Bohrloch eingetrieben und eine Verdämmung hergestellt, als Ceriso; nie genauer die Wirkung einer Sprengladung im Voraus zu berechnen gesucht, als er es bei der ersten der beiden Patronen that. Und doch verhehlte er sich nicht, daß die Explosion ihm ebensogut Verderben, wie die Freiheit bringen konnte; er wußte ja nicht, wie die Schichtung der Gesteinsmassen beschaffen war, ob die neue Erschütterung nicht einen neuen, noch verhängnißvolleren Sturz hervorrufen würde. Aber dennoch mußte es gewagt werden.

Ehe er die Zündschnur an die Mine legte, trug er den Leichnam Pacha's in den Wohnraum und schützte den Körper des Vaters, so gut es ging. Der Gedanke war ihm entsetzlich, daß die sterblichen Reste beider Theuren noch mehr verstümmelt werden sollten. Dann ent-



Geheimer Regierungsrath A. Wermuth, Reichskommissar für die Weltausstellung in Chicago. (S. 168)

zündete er endlich die Leitung und zog sich selbst zurück.

Die Uhr in der Hand zählte er die Sekunden. In wilder Jagd drängten sich ihm die Gedanken durcheinander: wenn die Zündschnur versagte — wenn die Zündkapsel unbrauchbar geworden war — wenn der Stoß der Gase in verkehrter Richtung wirkte. Nie hatten alle jene tausend ungünstigen Möglichkeiten, die auch das bestangelegte Werk vereiteln können, so klar vor ihm gestanden.

Da! ein Schlag, ein Stoß — ein kurzer Donner, dann ein Rasseln und Prasseln, ein langanhaltender Nachhall folgte! Dann war Alles still.

In athemloser Spannung näherte Ceriso sich dem Orte der Explosion. Die schmale Felsspalte war auf halbe Tiefe bis weit über Mannsbreite erweitert, die Anwendung der nächsten Patrone mußte den Durchbruch vollenden. Goldig blinkte der helle Tag schon jetzt herein und ein frischer, erquickender Luftstrom wehte durch die Oeffnung.

Eine Stunde später stand Juan Ceriso im Freien, und abermals nach einer Stunde hatte er den mächtigen Steinblock, der Tupac Atopilko's Tod herbeigeführt, ein wenig gehoben. Im Grunde der Schlucht schaufelte er ein Grab und bettete Vater und Tochter in die kühle Erde. Mit ihnen begrub er einen Abschnitt seines Lebens und eine verlorene Hoffnung. Aber über dem Kreuze der Theuren glänzte ihm der Stern eines neuen Daseins und einer neuen Aufgabe.

6.

„Ruhiger die linke Hand, gnädiges Fräulein! Immer lose im Zügel — nur nicht festhalten wollen — Kathi ist ja der frommste Schimmel unter der Sonne. — Tempo, Fräulein Barsdorf — ruhig — Tempo — o — o! So — Schrrr . . r . . ritt!"

Der junge Dragoneroffizier in der Mitte der Bahn fächelte sich mit dem ausgezogenen linken Glacehandschuh Kühlung zu; dann trat er an den Schimmel heran und machte sich an der Kinnkette des geduldigen Thieres zu schaffen, das die Gelegenheit sofort zu einem kleinen Halt benutzte. Auch die Reiterin, eine zierliche junge Dame mit üppigem blonden Haare, schien mit der Ruhepause ganz einverstanden. Sie lehnte sich nicht ohne natürliche Grazie, aber gänzlich gegen alle Regeln der edlen Reitkunst, auf den Hals des Schimmels und ließ die Zügel so weit herabhängen, daß der Lehrmeister sie ganz erschrocken schnell zusammenfaßte.

„Bitte, bitte. Es ist keinem vierbeinigen Thiere, selbst nicht der lammfrommen Kathi, ganz zu trauen."

„Ach so!" meinte das kleine Fräulein etwas verlegen lächelnd, als er ihr die Kandare hübsch zusammengelegt in die Linke drückte. „Da habe ich wohl wieder ein grobes Vergehen begangen? Ja, Sie haben viel Plage mit mir, Herr v. Wilberg, und ich fürchte zudem, Ihre ganze Mühe wird doch umsonst sein. Meine hippologische Anlage ist allzu gering."

„Im Gegentheil, gnädiges Fräulein," beeilte der Offizier sich schnell zu erwiedern, während er die schon wieder verwickelte Trense in Ordnung brachte. „Es geht ja ganz vortrefflich. Nur Muth, kein Meister fällt vom Himmel. Als Toska unter Papa's Oberleitung ihre ersten Studien auf eben dieser braven Kathi machte, wird es auch nicht besser gegangen sein."

Die Reiterin lachte fröhlich auf. „Bester Baron, der Trost hinkt: Toska hat gewiß spielend reiten gelernt. Man braucht Ihre liebe Schwester nur auf dem Pferde zu sehen, um das zu wissen. Ich denke es mir ja auch sehr schön, so fast dem Vogel gleich über Hecken und Gräben hinzufliegen, aber ich glaube, es ist mir versagt. Wenn ich es nicht meinem lieben Vater zu Liebe thäte, der mich nun einmal gern als Amazone bewundern möchte, ich hätte längst aufgehört, Sie zu belästigen."

„Aber, Fräulein Barsdorf, ich muß recht sehr bitten!" Baron Wilberg versuchte ein ganz martialisches Gesicht zu machen. „Ist das eine Art, mit seinem Lehrer umzugehen? Zur Strafe wollen wir gleich noch eine kleine Reprise machen." Er trat zurück. „Bitte anzureiten. So—o, bitte den Oberkörper ein wenig mehr zurück — so — noch ein wenig. Nun die Kandare ein wenig loser — nein, Fräulein Ellen, das war die Trense! Ah, sehr gut . . . Trrr . . . rab!"

Kathi war so gnädig, auch ohne jede Hilfe dem Kommando Folge zu leisten, und der alte Senator, der mit Toska v. Wilberg und einer anderen jungen Dame eben in die Bahn trat, klatschte Beifall.

„Bravo, Ellen, bravo! Das geht ja schon ganz famos!" rief er lebhaft. „Liebster Baron, ich muß Sie aber leider bitten, Ihren Unterricht zu unterbrechen, ich komme im Auftrage des gebietenden Schloßherrn, um unsere soeben angekommene neue Hausgenossin, Fräulein Hella Welter, mit den Herrschaften bekannt zu machen."

Baron Wilberg hatte seine reizende Schülerin gewandt vom Pferde gehoben und trat jetzt mit ihr zu den soeben Eingetretenen. Er verbeugte sich höflich vor der Fremden — ein wenig überrascht, wie es schien.

Ellen reichte dem jungen Mädchen, das mit unbefangener Sicherheit den Gruß des Offiziers erwiederte, freundlich die Hand. „Es kommt mir eigentlich nicht zu, Ihnen auch ein herzliches ‚Willkommen auf Wertzfeld!' zuzurufen, da ich selbst Gast bin, aber ich kann gerade deshalb am besten prophezeien, Fräulein Welter, daß es Ihnen hier vortrefflich gefallen wird."

„Wer weiß?" lächelte Toska. „Fräulein Welter hat bis jetzt in der Residenz gelebt, es wird ihr gewiß recht einsam in unserem ländlichen Heim vorkommen."

Hella Welter schlug lächelnd die Augen auf — zwei dunkle, wunderschöne Augen von etwas eigenwilligem Ausdruck, der nicht ganz mit den schelmischen Grübchen auf den feingerundeten Wangen harmonirte. „Gerade weil ich bisher in der Residenz zu leben gezwungen war, Fräulein v. Wilberg, begrüße ich die Aussicht auf das Landleben mit großer Freude."

Der Senator war, während die jungen Damen weiter plauderten, zu dem Sohn des Hauses getreten, der finnend zu den drei Damen hinüber blickte. Er konnte sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß Fräulein Welter unstreitig die Schönste der drei Mädchen war. Vielleicht drei, vier Jahre älter, als Toska und Ellen, zeigte ihre hohe, ungemein elastische Gestalt schon leicht frauliche Formen. Das scharf geschnittene Antlitz war fast durchsichtig bleich, die hohe, gewölbte Stirn sprach von einem sehr energischen, sehr selbstständigen Geiste, der üppige Schwung der vollen Lippen kündete Phantasie und Empfindungskraft an.

„Sie ist sehr schön!" sagte Wilberg, während er Kathi's Zügel dem herbeieilenden Groom zuwarf. „Aber ich fürchte, die Rose hat ihre Dornen."

„Was wären die Rosen ohne Dornen!" lachte der alte Herr und eilte dann den Damen nach, um Fräulein Welter galant den Arm zu bieten.

Toska v. Wilberg gesellte sich jetzt ihrem Bruder zu.

„Nun, Herbert, wie steht es? Kann Ellen bald einmal mit uns in's Freie?"

Ueber das offene Gesicht des Offiziers glitt ein leicht ironisches Lächeln. „Unsere gute Freundin Ellen ist zweifellos eine ganz vortreffliche junge Dame, mein Schatz; aber reiten? nein, das kann sie nicht! Wenn's möglich ist, benutze Deine magische Gewalt über den Papa Senator, um mir Dispens zu schaffen und ihr — denn dieser Unterricht ist uns Beiden eine Qual. Aber wenn ich Fräulein Welter in die Geheimnisse der Reitkunst einweihen sollte — beim Zeus, ich finge lieber heute als morgen an. Wie mag dieser Philister von Bruder zu solcher Schwester kommen?"

„Auf Herrn Welter hast Du am wenigsten Grund, zu schelten," entgegnete Toska. „Erlaube, daß ich Dich darauf aufmerksam mache, daß sowohl das Rezept zu den Krebsen in Rheinwein, wie zu dem Salmi von Schnepfen, die Dir neulich so vortrefflich mundeten, von ihm stammt. Papa sagt, er sei ein ausgezeichneter Bergmann, aber unser alter Koch meint, er sei eigentlich ein verkappter Küchenchef."

„Alle Achtung vor dieser Vielseitigkeit! Er spielt außerdem einen famosen Skat und hat die beiden alten Herren gestern Abend gründlich belehrt. Ich fange an, vor dem Manne Respekt zu bekommen."

Und lachend zogen die Geschwister den vorausgegangenen Gästen nach. —

Es war ein reges Leben jetzt auf Schloß Wertzfeld. Vor einigen Monaten hatte man einen anscheinend sehr ergiebigen Stollen angeschlagen, und der Freiherr war dadurch zu einer umfangreichen Vergrößerung des Betriebes veranlaßt worden. Die Leitung der Gruben ging über seine Kräfte, und wie er als kluger Geschäftsmann auch bald einsah, über seine Kenntnisse. Er engagirte daher einen besonderen Betriebsdirektor, für welche Stellung ihm Karl Welter, der bisher in einer kleinstaatlichen Verwaltung beschäftigt gewesen war, besonders empfohlen wurde. Da das neuerbaute Direktionsgebäude noch nicht vollendet war, fand Welter selbstverständlich im Schloß gastfreie Aufnahme, und er hatte sich jetzt, allerdings erst auf mehrfache dringende Aufforderung des Freiherrn, entschlossen, auch seine Schwester, die bisher bei entfernten Verwandten in Berlin gelebt, nachkommen zu lassen.

Seit etwa zwei Wochen war außerdem der Sohn des Hauses auf Urlaub daheim, und fast gleichzeitig traf auch der alte Freund des Freiherrn, der Senator Barsdorf, mit seiner Tochter in Wertzfeld ein. Es galt als ein für fast alle Betheiligte sehr durchsichtiges Geheimniß, daß Herbert v. Wilberg und Ellen Barsdorf nach dem Wunsch der Väter ein Paar werden sollten, vielleicht war es das junge Mädchen allein, der diese Absichten verborgen blieben. Der alte Barsdorf war viel zu klug und kannte sein Töchterchen viel zu genau, als daß er ihr geradezu seine Wünsche geoffenbart hätte, er rechnete mit der Zeit und war überzeugt, daß der flotte, hübsche Offizier auf das noch völlig unberührte Herz seines Kindes Eindruck machen würde. Herbert dagegen war von seinem Vater völlig eingeweiht.

„Mein lieber Junge," hatte ihm der Baron gesagt, als er wieder einmal bereitwillig einen starken Posten Rechnungen für den Sohn beglich, „mein lieber Junge, es hat Alles seine Grenze, auch der leichtlebige Uebermuth der Jugend, ebenso wie meine Börse oder meine Lust, in dieselbe bis zur Erschöpfung für Dich hineinzugreifen. Es wird Zeit, daß Du verständig wirst, und der erste Schritt dazu muß sein, daß Du Dich verheirathest."

„Ich habe selbst schon daran gedacht," entgegnete damals der junge Offizier etwas kleinlaut. Er schien gerade nicht allzu sehr von der Aussicht auf den Ehehafen erbaut.

Der Vater lächelte, er kannte seinen Sohn, und als er ihm dann seine Pläne entwickelte, traf er wirklich auf keinen Widerstand. „Ellen verspricht ja recht hübsch zu werden," meinte Herbert gleichmüthig, „und einen netteren Schwiegervater, als Deinen alten, prächtigen Freund, kann ich mir gar nicht wünschen. Ich bin also bereit und wie immer ein fügsamer Sohn."

Trotz alledem und trotzdem Herbert sich redliche Mühe gab, Ellen zu gefallen, gingen die Herzenswünsche der beiden Väter nicht so schnell in Erfüllung, als sie wohl erwartet und gehofft. Das junge Mädchen hatte eine eigene Art, jeder ernsten Annäherung auszuweichen. Obwohl sie sichtlich gern mit dem jungen flotten Offizier plauderte und in ihrer freilich etwas reservirten Weise wohl auch auf seine Scherze einging, kam er doch nicht um eine Linie vorwärts, und wenn er ja einmal ein wärmeres, innigeres Wort wagte, nahm ihr Gesichtchen sofort einen so fremden, fast kühlen Ausdruck an, daß er förmlich zurückschrak. Es kam hinzu, daß sich allmälig mehr und mehr zeigte, wie grundverschieden Beider Naturen waren. Sie war ein wenig empfindsam, neigte zu einer ernsten Lebensanschauung, er nahm Alles von der leichten Seite und suchte selbst über Mißhelligkeiten mit einem Scherz hinwegzukommen. „Ellen ist ein Engel, Papa!" sagte er einmal. „Aber ich habe so wenig Anlage für den Himmel — ich fürchte, ich sterbe im Paradiese unserer Ehe vor Langeweile."

„Du bist ein Narr!" antwortete der Baron. „Ein kompleter Narr, der sein Glück gar nicht verdient. Ein Mann darf sich überhaupt nie langweilen — am wenigsten Gelegenheit dazu hat er aber an der Seite eines so vielseitig gebildeten, so überaus liebenswürdigen Wesens, wie Ellen ist. Wenn ich zwanzig Jahre jünger und an Deiner Stelle wäre, ich würde nicht so lange mit der Entscheidung zögern."

„Ich fürchte mich, Papa," lachte der junge Offizier und rettete sich durch schleunige Flucht vor der scharfen Entgegnung des Alten.

Vortrefflich harmonirte Herbert dagegen mit seinem zukünftigen Schwiegervater. Der Senator hatte sich aus seinem Komptoir ein gut Theil Lebenslust gerettet, der er freilich für gewöhnlich nur in sehr gesetzter Weise Ausdruck gab, die aber bisweilen dennoch mit ihm durchging. Wie er mit Karl Welter stundenlang höchst feierlich über irgend eine hochwichtige Frage der höheren Kochkunst debattiren konnte, wie er gern den jungen Damen gegenüber ein wenig den jugendlich Galanten spielte, so hatte er auch ein eingehendes Interesse für alle Neigungen und Passionen Herbert's. Vielleicht hätte der Einfluß des Senators wirklich auch schon jetzt eine Entscheidung herbeigeführt, wenn er nicht gerade an dem Tage, an welchem die Geselligkeit auf dem Schloß durch Fräulein Welter einen willkommenen Zuwachs erfuhr, plötzlich nach Bremen zurückberufen worden wäre. Es war ein kurzes Telegramm, das er während des Mittagsmahles erhielt, aber es schien von ganz besonderer Bedeutung zu sein. Der alte Herr erschrak heftig und seine Stimme zitterte etwas, als er den Freiherrn um Pferde zur Bahnstation bat.

„Ich will nicht hoffen, daß Sie ernste geschäftliche Unannehmlichkeiten haben," sagte Wilberg theilnehmend, nachdem er den Wagen beordert hatte.

Barsdorf zwang ein Lächeln auf die Lippen. „Es ist allerdings ein unvorhergesehener Zwischenfall eingetreten, der meine Anwesenheit dringend nothwendig macht, ich denke aber, die Sache wird keine Bedeutung haben."

(Fortsetzung folgt.)

Geheimer Regierungsrath A. Wermuth, Reichskommissar für die Weltausstellung in Chicago.

(Mit Porträt auf Seite 161.)

Auch in Europa wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit gegenwärtig in steigendem Maße der großartigen Weltausstellung in Chicago zu, auf der Deutschland in würdiger und umfassender Weise vertreten ist. Ein wesentliches Verdienst dabei gebührt ohne Zweifel dem zum Reichskommissar ernannten Geheimen Regierungsrathe und vortragenden Rathe im Reichsamt des Innern, Adolph Wermuth, dessen Porträt wir unseren Lesern auf S. 161 vorführen. Er ist 1855 zu Hannover geboren, hat die Rechte studirt und war dann nach Ablegung der zweiten Staatsprüfung zuerst im richterlichen, dann im Verwaltungsdienste insbesondere in Schlesien thätig. 1883 wurde Wermuth in das Reichsamt des Innern berufen und 1887 zum Reichskommissar für die internationale Jubiläumsausstellung in Melbourne ernannt. 1890 übernahm er als kaiserlicher Kommissar die Insel Helgoland, worauf er im Mai 1891 auf seinen jetzigen wichtigen Posten berufen wurde. Er reiste noch im Sommer desselben Jahres nach New-York, Washington und Chicago, um die Platzfrage für die deutsche Ausstellung zu regeln und alle sonstigen vorbereitenden Maßregeln zu treffen, was ihm auch mit bestem Erfolge gelungen ist.

Die Zerstörung Heidelbergs durch Mélac.

(Mit Bild auf Seite 164.)

Im März 1689 begann jener berüchtigte Mordbrennerzug der Franzosen in der blühenden Rheinpfalz, der für alle Zeit ein Schandfleck auf dem Namen der „großen Nation" bleiben wird. Bis tief in den Sommer hinein dauerte das barbarische Werk der Verwüstung, dem mit zahlreichen anderen Städten auch Heidelberg zum Opfer fiel. General Mélac war es, der die Stadt mit ihrem herrlichen Schlosse (siehe unser Bild auf S. 164) zerstören ließ. Was damals noch erhalten blieb, wurde in Ruinen verwandelt, als die unglückliche Stadt dann im Jahre 1693 — also gerade vor zweihundert Jahren — abermals in die Hände der Franzosen fiel. Die Festungswerke wurden dem Erdboden gleich gemacht, die Thore des Schlosses, seine Thürme und Befestigungen gesprengt, der Otto-Heinrichsbau verbrannt, und ein Theil der Gewölbe verschüttet oder durch Minen zerstört. Die Stadt selbst wurde geplündert und in Brand gesteckt, und als die Franzosen endlich abzogen, zählte man kaum noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüstung entgangen waren.

Die Kreidegewinnung und Kreideschlemmerei auf der Insel Rügen.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Auf der Ostseite der Insel Rügen erheben sich hohe Kreidefelsen, die nicht nur von hohem landschaftlichen Reize sind, sondern auch durch die Gewinnung von roher Kreide und Schlemmkreide (siehe unser Bild auf S. 165) den Insulanern vielen Vortheil bringen. Unsere Skizze 1 zeigt einen Kreidebruch unmittelbar an der Ostsee zwischen Stubbenkammer und Saßnitz, während Skizze 2 eine mit Dampfkraft betriebene Kreideschlemmerei nördlich von dem Seebade Saßnitz darstellt. Hier gelangt die aus den Brüchen kommende Rohkreide von den auf Schienen laufenden „Hunden" in den Rührbottich links auf der Skizze. Darin bewegt sich durch Dampfkraft eine mit eisernen Kratzen versehene rotirende Welle, welche die Kreide zerkleinert, wobei immer frisches Wasser zufließt, während auf der anderen Seite durch eine Röhre die Kreidemilch abfließt. In einer Reihe von Sandkästen wird letztere von allen erdigen und mineralischen Theilen gereinigt, bis sie schließlich in die unterhalb der Schlußöffnungen befindlichen Gruben fließt. In diesen versickert das Wasser und die reine Kreide bleibt als thonartige Masse zurück, die ausgestochen und in Klumpen zum Trocknen in einen Schuppen gebracht wird (Skizze 3). Zum Schluß wird die Kreide in Fässer verpackt (Skizze 4), um schließlich auf Schiffe verladen zu werden, was meist durch kleine Seilbahnen, die von dem hohen Ufer bis zum Strande reichen, in der aus Skizze 5 ersichtlichen Weise vor sich geht.

Von den Ahnungen.

Ein Versuch zur Aufklärung.

Von **Jos. Siegmar.**

(Nachdruck verboten.)

Von jeher hat die Menschheit an Ahnungen, d. h. mehr oder weniger deutliche Vorgefühle kommender Ereignisse, geglaubt, aber noch heute ist das Wesen der eigenthümlichen psychischen Erregung, welche wir Ahnungsvermögen nennen, und sein Verhältniß zur Realität nicht völlig aufgeklärt. Ahnungen kann man in Bezug auf alle nur denkbaren Dinge haben. Sei es ein unerwarteter froher oder unangenehmer Besuch, ein überraschender, frohe oder traurige Nachricht verkündender Brief, sei es ein Unglück, das uns selbst, oder eine liebe, uns nahestehende Person betrifft — eine oder die andere Art von Ahnungen hat zweifelsohne Jeder kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Es ist ein dunkles, unbestimmtes, nicht gut zu beschreibendes Gefühl; es will uns bedünken, es müsse irgend etwas kommen, Gutes oder Uebles; im letzteren Falle gerathen wir in Aufregung oder Furcht, ohne selbst zu wissen warum, ohne nur einen vernünftigen Grund dafür finden zu können; wir schelten uns selber thöricht und sind doch nicht im Stande, des Gefühles, das wie ein Alp auf uns lastet, Herr zu werden. Hält ein solcher Zustand längere Zeit an, so vermag er den Menschen schwermüthig zu machen.

Alles dies ist bekannt. Aber man streitet heutzutage darüber, ob solche Ahnungen, wenn sie in Erfüllung gehen, durch die Natur der Dinge veranlaßt worden sind, oder ob ihr Eintreffen nur auf Zufall beruhe.

Es sei mir gestattet, aus eigener Erfahrung zwei Fälle von eingetroffener Ahnung mitzutheilen. — Vor einigen Jahren besuchte ich einen Freund zu seinem Geburtstage. Außer mir hatten der Freunde und Verwandten sich noch mehrere eingefunden, und wie es bei solchen Gelegenheiten nicht anders sein kann, war an Freude und Unterhaltung gar kein Mangel. Meine Nachbarin war eine Schwester des Geburtstagskindes, welche in einem zwei Stunden entfernten Orte verheirathet war. Da ihr Mann als Besitzer einer Maschinenfabrik geschäftlich verhindert war, mitzukommen, so hatte er seine Frau mit ihrem Söhnchen allein reisen lassen, wollte jedoch am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge auch eintreffen. Der Abend verging uns in fröhlichster Stimmung sehr schnell — da flog es mit einem Male wie ein Schatten über das Gesicht meiner Nachbarin. Die bis dahin so lebenslustige, heitere Frau wurde plötzlich einsilbig und zerstreut und schien von einer unverkennbaren Unruhe befallen, so daß ihr verändertes Benehmen auch den Uebrigen auffallen mußte. Man erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden; denn Jeder glaubte natürlich an ein Unwohlsein. „Nein ich bin nicht krank!" wehrte sie ab. „Aber ich weiß nicht, wie mir auf einmal zu Muthe geworden ist. Mir ist so angst und bang!"

Worüber, das vermochte sie nicht anzugeben. Ihre Aufregung legte sich jedoch nicht, alle Versuche, sie aufzuheitern, mißlangen.

Endlich meinte ihr Bruder: „Aber Kind, ist es denn nicht thöricht, so um nichts und wieder nichts in Unruhe zu gerathen! Hättest Du noch eine Ursache dazu! Ich will's aber Deinem Manne morgen früh erzählen."

Da zuckte sie wie von einem Schauer erfaßt zusammen. „Mein Mann!" rief sie händeringend. „Mein Mann! Wäre ich bei ihm! Es ist etwas passirt; ich fühle es!"

Damit wurde sie von einem Weinkrampfe befallen. Wir standen rathlos. Unsere Freude war unwiederbringlich dahin. Die Frau unseres

Freundes nahm die Arme endlich mit und suchte sie zu beruhigen.

Die ganze Nacht ging mir das auffallende Benehmen der Dame im Kopfe herum; Schlaf konnte ich nicht finden. Es mochte drei Uhr Morgens sein, da wachte ich aus kurzem, unruhigem Schlummer auf. Vor mir stand mein Freund — bestürzt, leichenblaß. Eben war eine Depesche gekommen, daß der Gatte der armen jungen Frau vom Fabrikwächter, als dieser seine Runde machte, aus dem Fenster seines Schlafzimmers lehnend, todt vorgefunden worden war. Ein Blutsturz hatte ihn befallen.

„Sie hatte es geahnt!“ sagte mein Freund. „Ihre Ahnung hat sie leider nicht betrogen.“ —

Als ich noch ein Knabe war, hatten wir Bürschchen zur Winterszeit unsere Eisbahn auf einem großen Weiher, der außerhalb des Ortes lag. Ein besonderes Vergnügen fanden wir darin, über die Eisdecke zu laufen, wenn sie noch dünn war, wenn der glatte Spiegel noch elastisch sich bog und unter den Füßen krachte. Und obwohl fast kein Winter verging, ohne daß Einer oder der Andere ein nasses Bad nahm, so konnte das die Uebrigen doch nicht abschrecken, immer und immer wieder das gefahrvolle Wagniß zu unternehmen. Ich selber war nicht unter den Letzten.

„Daß Du mir nicht auf's Eis gehst!“ schärfte der Vater mir eines Morgens dringend ein. Die Mutter wiederholte die Warnung, erlaubte mir aber, zu einem Kameraden zu gehen, mit welchem ich meine Schularbeiten zusammen machen wollte. Ich ging. Sobald ich aber die elterliche Wohnung aus den Augen hatte, lenkten sich meine Schritte unwillkürlich zum Weiher hin. Die glatte Bahn schaute mich so verführerisch an; keine Menschenseele war weit und breit — wenn ich jetzt darüber lief, so konnte ich damit ohne Zweifel gewaltig prahlen, denn der dünne Schneehauch verrieth, daß vor mir noch keiner meiner Kameraden den Weiher betreten hatte. Ich war also der Erste. Ich bedachte nicht, daß es erst zwei Nächte und nur schwach gefroren hatte, sondern trat auf's Eis. Doch kaum war ich einen Schritt vom Ufer entfernt, so gab die morsche Schicht prasselnd nach — ich war eingebrochen. Mein Fuß berührte keinen Grund; verzweiflungsvoll faßte ich nach einem überhängenden Weidenbusch, ohne doch die



Die Zerstörung Heidelbergs durch Mélac. (S. 163)

Kraft zu besitzen, mich emporzuziehen, und in der Todesangst rief ich nach meiner Mutter, ohne zu bedenken, daß sie unmöglich meinen Hilferuf vernehmen konnte. Schon waren meine Kräfte erschöpft, da im letzten Augenblicke hörte ich einen Schrei: „Kind! Kind! Wo bist Du?“ — Die Mutter war es und hat mich vom Tode gerettet. Und als ich die Gute später fragte, wie es gekommen sei, daß sie noch gerade zur rechten Zeit erschienen, um mich vor dem Ertrinken zu bewahren, sagte sie: „Ich konnte nicht anders. Es war, als ob eine innere Stimme mir sagte, Du seiest irgendwo in Gefahr. Ohne zu wissen, warum, lief ich in meiner Herzensangst zum Weiher. Mir ahnte ein Unglück; dem Himmel sei Dank, daß ich nicht zu spät kam.“

Diese Beispiele mögen genügen. Jeder Leser wird sie vielleicht aus eigener Erfahrung vervollständigen können. Auch Fälle anderer Art sind häufig, sehr häufig. Wie oft kommt es vor, daß wir urplötzlich an Jemand denken, den wir jahrelang nicht gesehen — wenige Schritte und er steht vor uns. Wir haben ein Buch geliehen, lange schon ist es her; wir denken, es wäre angebracht, dasselbe bald zurückzugeben — einen Augenblick später kommt die Botschaft, in welcher der Besitzer das Buch zurück erbittet. Wir stehen im Begriff, in Gesellschaft irgend einem Gedanken Ausdruck zu geben, und gerade wie wir ihn aussprechen wollen, gibt ein Anderer ihm Ausdruck, oft genug noch mit denselben Worten, in welche wir ihn selber zu kleiden gedachten.

Dies Alles sind Erscheinungen, welche im gewöhnlichen Leben unter die Gruppe der Ahnungen fallen. Bei genauerem Zusehen werden wir finden, daß vorzugsweise jene Personen zu Ahnungen hinneigen, bei welchen das Gemüthsleben stark entwickelt ist, also vornehmlich Frauen, und unter diesen an erster Stelle wieder jene, welche sensitiver Natur sind, deren bleiches Aussehen, schwärmerische Augen u. s. w. schon auf nervöse Reizbarkeit schließen lassen. Ferner beziehen sich die sogenannten Ahnungen, von welchen Jene betroffen werden, fast ausschließlich auf solche Personen, mit denen sie in einem recht innigen Verhältnisse stehen — sei es das Verhältniß des Gatten zur Gattin, der Mutter zum Kinde, der Braut zum Bräutigam, des Bruders zur Schwester, sei es das Verhältniß des Freundes zum Freunde — welche also für gewöhnlich schon in ihrem Geistesleben eine hervorragende Stelle einnehmen.

Fragen wir nun nach der Erklärung dieser Erscheinung, so ist zunächst eine recht inter-



Die Kreidegewinnung und Kreideschlemmerei auf der Insel Rügen. (S. 163)

1. Ein Kreidebruch. 2. Kreideschlemmerei. 3. Das Trocknen der Kreide. 4. Das Verpacken der Kreide. 5. Das Verladen der Kreide.

essante Theorie des Hypnotismus zu erwähnen. Die Erfahrung hat ergeben, daß jene Personen, welche von den Ahnungen meistens befallen werden, auch in höherem oder geringerem Maße den Experimenten der Hypnose zugänglich sind, und die Forscher identifiziren deshalb die Ahnungen mit einer Erscheinung, die bei künstlichen oder natürlichen Somnambulen beobachtet wurde — mit der Telepathie oder Fernwirkung von Gemüthserregungen. Wer von den Lesern einer Vorstellung hypnotischer Experimente beigewohnt hat, wird dabei erkannt haben, daß zwischen dem Hypnotiseur und seiner Versuchsperson ein eigenartiges Verhältniß besteht. Die Versuchsperson ist völlig in seiner Gewalt, von ihm vollständig abhängig, ist seinem Willen derart unterworfen, daß sie unausgesprochene, blos gedachte Befehle desselben in diesem Zustande ausführt. Diese eigenthümlichen Beziehungen hat man mit dem Namen Rapport bezeichnet. Daß in Wirklichkeit eine solche Willensübertragung möglich ist, daß also thatsächlich eine übersinnliche Verbindung zweier Personen stattfindet, davon möge ein einfacher, leicht ausführbarer Versuch den vielleicht skeptischen Leser überzeugen. Man läßt eine im Zimmer befindliche Person ihre Arme völlig lose herunterhängen. Nun stelle man sich selber einen Schritt hinter dieselbe, konzentrire seine Gedanken scharf auf die Versuchsperson, fixire einen Arm derselben unverwandt und habe dabei den festen Willen, daß sie diesen Arm heben solle. Fragt man nach einer Weile: „Welchen Arm sollen Sie heben?" so wird sie immer den richtigen bezeichnen — vorausgesetzt natürlich, daß diese Person derartigen Versuchen nicht völlig unzugänglich ist. Läßt man aber an sich selber den Versuch machen, so wird man wahrnehmen, wie der Arm sich ganz von selber zu heben beginnt. Durch diese sogenannte Suggestion mentale (übersinnliche Gedankenübertragung) lassen sich bei Aufmerksamkeit und einiger Vorübung eine ganze Menge ähnlicher Erscheinungen hervorrufen.

Eine Erklärung für diese nicht durch die Sinne vermittelte Verbindung, den Rapport zweier Personen zu finden, ist bis heute noch nicht gelungen. Es sind zwar verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, doch vermag keine das Wesen der Erscheinung in erschöpfender Weise zu ergründen. Die Thatsachen jedoch liegen vor, und die Experimente beweisen die Möglichkeit der Telepathie.

Dieselbe kann nun in verschiedener Weise vor sich gehen. Es sind drei Fälle zu unterscheiden. Die Gedankenübertragung kann bei beiden Personen bewußt vor sich gehen, sowohl der Operator weiß, daß er der Versuchsperson einen Gedanken übertragen will, sowie diese Letztere weiß, daß ein Gedanke auf sie übertragen werden soll. Oder der Operator will auf den nichts ahnenden Empfänger einen Gedanken übertragen. Der Vorgang ist also Ersterem bewußt, Letzterem unbewußt. Endlich kann die Uebertragung Beiden unbewußt erfolgen. Die eine Person hat einen Wunsch und überträgt diesen, ohne es zu wissen oder zu beabsichtigen, auf die andere, und diese führt ihn unbewußt aus. In diesem Falle befinden sich Beide in einem Zustande, der sich dem Anscheine nach in nichts von dem normalen unterscheidet. Und doch ist in Wirklichkeit das normale wache Bewußtsein hochgradig vermindert, in manchen Fällen sogar gänzlich aufgehoben, und an seiner Stelle hat das somnambule Bewußtsein vorherrschende Thätigkeit entfaltet, ohne daß die Person es merkt.

Es soll dieser Zustand der nämliche sein, den man im täglichen Leben als „Träumerei" bezeichnet. Auch hierbei ist das Individuum ebenfalls wach; es hängt seinen Gedanken nach, ohne jedoch zu wissen, was es denkt, ohne eines bestimmten Gedankens sich bewußt zu werden. Man hat diesem Zustande den Namen „larvirter (oder „verdeckter") Somnambulismus" gegeben. Auf Grund dieser drei Möglichkeiten einer übersinnlichen Willensübertragung wären also die im Volksleben bekannten Ahnungen nichts weiter als Fernwirkung in irgend einer Form, ein Vorgang, der auf denselben Gesetzen beruht, wie der oben mitgetheilte Rapport zwischen Hypnotiseur und Versuchsperson. Es würde in unserem Falle der Empfänger der Ahnung wie der Urheber in einem Zustande natürlichen und zwar meist larvirten Somnambulismus' sich befinden, und die beiden oben angeführten Fälle würden sich nach dieser Theorie also folgendermaßen erklären. Als der Gatte der unglücklichen Schwester meines Freundes von seiner tückischen Krankheit befallen wurde, da gedachte er natürlich zuerst seiner jungen Frau, die jetzt in fröhlicher Gesellschaft weilte, indeß er hier dem Tode in's Angesicht schaute. Und je näher dieser ihm kam, um so sehnsüchtiger verlangte er nach ihr, um so mehr beschäftigte sie, die ja durch seinen Tod den härtesten und schwersten Schlag erhalten mußte, seine ganze Seelenthätigkeit. Seine Gedanken konzentrirten sich auf sein armes Weib. Durch Telepathie wurden die Willensbewegungen des Sterbenden übertragen und erzeugten bei ihr zuerst bedrückendes banges Gefühl, dann Erregung, sich steigernd bis zu dem bestimmten Bewußtsein, daß ihrem Mann etwas betroffen habe, welches ihre Gegenwart verlangte. — Und als ich in jugendlichem Leichtsinn mein Leben gefährdete, galt mein Angstschrei der Mutter. Von ihr erflehte ich Hilfe. Mein Verlangen, in ihrem Bewußtsein als Ahnung auftretend, führte sie herbei.

So viel diese Theorie nun auch für sich haben mag, so wäre es doch gewagt, sie allgemein zur Anwendung bringen zu wollen. Abgesehen davon, daß es nicht angängig ist, alle jene Personen, welche von den sogenannten Ahnungen betroffen werden, zu Somnambulen zu stempeln, müssen wir bedenken, daß der sogenannte Rapport zwischen Operator und Versuchsperson erst dann zu einem solchen Grade gelangt, daß eine Gedankenübertragung in der Weise, wie sie uns in den Ahnungen begegnet, stattfinden kann, wenn die Versuchsperson in einem sehr hohen Stadium der Hypnose sich befindet. Ferner findet auch nur eine Gedankenübertragung vom Operator auf die Versuchsperson und nicht umgekehrt statt. Endlich ist zu berücksichtigen, daß die sogenannten Ahnungen sich auch dann mit dem Gegenstande ihrer Sorge beschäftigen, wenn derselbe auch noch so weit entfernt ist, ja mit der Größe der Entfernung immer intensiver werden, indeß die übersinnliche Willensübertragung am besten gelingt, wenn Operator und Versuchsperson möglichst nahe beisammen sind. Wer je einmal die hypnotischen Experimente verfolgt hat, wird erkannt haben, wie schwer es hält, schon bei einem hohen Grade von Hypnose die Versuchsperson zur Aussprache eines ihr suggerirten Gedankens zu bewegen, wie viel schwerer wird es erst sein, bei einem der geringsten Stadien, dem larvirten Somnambulismus, dies zu erreichen. Und doch ist das Beispiel, in welchem ein Anderer unseren eigenen Gedanken Ausdruck gibt, im Leben ein häufiger, wie Jeder sicher schon beobachtet haben wird. — Wohl ist diese Theorie interessant, aber noch nicht genügend bewiesen.

Betrachten wir unsere Ahnungen nun einmal vom Standpunkte der normalen Seelenthätigkeit aus.

Zunächst ist es unzweifelhaft, daß die meisten Ahnungen erst dann als solche anerkannt, zu solchen gestempelt werden, wenn sie wirklich in Erfüllung gehen. Und die wirklich eintreffenden bilden nur einen unendlich kleinen Prozentsatz der nichteintreffenden. Wie oft mögen wir — um auf unsere Beispiele zurückzukommen — an den Freund gedacht haben, den wir jahrelang nicht gesehen, ohne daß er uns begegnete. Erst wenn wir ihn treffen, erinnern wir uns, daß er kurz vorher, wie früher schon oft, unseren Gedankengang beschäftigt hat. Ferner — wie oft haben wir sicher schon gedacht, das geliehene Buch zurückzusenden, ohne aber diesem Gedanken Bedeutung beizulegen; erst als es zurückgefordert wird, erinnern wir uns der vorher gefaßten Absicht. Und wie selten ist doch übersinnliche Gedanken- und Willensübertragung. Wie mancher arme Kandidat wünschte heftig und anhaltend die Antwort auf die Frage des gestrengen Examinators, welche seine Leidensgefährten wissen, die ihm selber aber nicht beifallen will, sich durch Telepathie übertragen zu lassen. Aber selbst der intensiv konzentrirte Wille seines nächsten Nebenmannes vermag nicht, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, so gerne dieser es wollte — erst durch geschriebene Zettel, oder leise geflüsterte Stichworte vermag hier eine „Telepathie" vor sich zu gehen.

In den häufigsten Fällen befassen die Ahnungen sich, wie bereits mitgetheilt, mit uns nahestehenden, geliebten Personen, und den meisten liegt die Befürchtung zu Grunde, irgend etwas möge störend oder gar zerstörend in das uns liebe und theure Verhältniß eingreifen. Das Weib, die Braut, die Tochter des Seemannes ist von banger Furcht gequält, es möge dem Gatten, dem Bräutigam, dem Vater draußen auf hohem Meere ein Unglück widerfahren. Die Sorge steigert sich, wenn ein Sturm sich erhebt, wenn die Nachricht von dem Untergange eines Schiffes zu ihnen dringt. Die, welche wirklich einen theuren Anverwandten verlieren, glauben nun, ihre Ahnung sei eingetroffen, und doch hatten auch die Angehörigen der übrigen auf der Fischerflottille Weilenden genau die gleiche Ahnung. Bei ihnen ging sie eben dann nicht in Erfüllung. Und auch die jetzt Betroffenen denken nicht daran, wie sie vielleicht schon lange Jahre hindurch, bei jeder Reise, dieselbe Ahnung empfunden haben, obwohl der Gegenstand ihrer Sorge immer wohlbehalten heimkehrte. — So geschieht es meistens. Eine fernweilende geliebte Person erfüllt uns mit größerer Sorge, als wenn sie um uns ist, die Sorge steigert sich, wenn wir sie wirklich in Gefahr wissen, oder die erwartete Nachricht ausbleibt; trifft einmal ein Unglück ein, so erklären wir das Gefühl als bange Ahnung; langt aber endlich die sehnlichst erwartete gute Nachricht an, so war es nur bange Sorge.

So können wir die Beispiele des täglichen Lebens durchgehen, und nur in den seltensten Fällen werden wir genöthigt sein, die künstliche Theorie der Willensübertragung zu Hilfe zu nehmen. Meist handelt es sich um Schreckbilder der erregten Phantasie, die der Wirklichkeit gar nicht entsprechen, um qualvolle Grübeleien, selbstgeschaffene, nutzlose Sorgen, die namentlich dem melancholischen Temperamente eigen sind. Auch unsere beiden ersten Fälle weichen von dieser gewöhnlichen Art nicht ab. Der Gatte der Schwester meines Freundes war leidend. In der Entfernung mußte die Sorge um ihn bei seiner Frau um so quälender werden, als sie wirklich sehr sensitiver Natur war. Mitten in der Festesfreude nun, welche sie bisher zerstreut und abgelenkt hatte, überkommt sie plötzlich wieder der Gedanke an ihren Mann. Ihre erregte Phantasie malt ihr die Gefahr vor, in die er gerathen könne;

dieser Gedanke quälte sie und versetzte sie in immer größere Aufregung. Das traurige Schicksal traf dieses Mal ein, obwohl auch in früheren Fällen die Dame von gleicher Unruhe erfaßt worden war, wie es wohl jeder zartfühlenden, liebenden Gattin und Mutter ergeht, wenn sie von ihren Lieben entfernt ist.

Und das andere Beispiel erklärt sich ebenso. Wie oft war meine Mutter schon hinausgeeilt zum Eise, wo sie mich vermuthete, ohne mich dort zu treffen, da ich bei dem Kameraden in der warmen Stube saß. An dem bewußten Tage hatte sie wohl Ursache zu gesteigerter Sorge. Das Eis war nicht tragfest; sie kannte meinen jugendlichen Leichtsinn. Durch das ausdrückliche Verbot des Vaters wurde ihr der Gedanke an die drohende Gefahr besonders nahe gelegt. In meiner Abwesenheit vergrößerte sich naturgemäß die mütterliche Sorge; sie bedachte die Gefahr, in die ich mich stürzen könnte, die Sorge steigerte sich zu aufregender Angst, sie mußte sich überzeugen, um Ruhe zu erhalten. Dieses Mal war ich nun wirklich in Todesgefahr — was andernfalls nur Unruhe und Sorge gewesen, wurde so zur Ahnung.

Wir überlassen es dem Urtheil der Leser, welcher der beiden mitgetheilten Erklärungsarten sie den Vorzug geben wollen. Daß zuweilen auch Fälle mitunterlaufen, für welche keine der beiden ausreicht, ist klar. Dies kann aber nimmer Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie manches ungelöste Räthsel die menschliche Natur noch in sich birgt. Die Beispiele dürften indeß gezeigt haben, daß es nicht thunlich erscheint, alle und jede mit dem Reize des Geheimnißvollen umwobene Erscheinung auf Rechnung des Somnambulismus setzen, oder die Ergebnisse einzelner hypnotischer Versuche ohne Weiteres verallgemeinern zu wollen. In den allermeisten Fällen gibt es gar keinen Schleier zu lüften; denn unsere Ahnungen enthüllen sich dem unbefangen Urtheilenden fast stets als ein Ausdruck liebender Sorge, begründet in der Tiefe menschlicher Natur, oder als das Produkt einer überreizten Phantasie.

Viel Räthselhaftes birgt noch unser Seelenleben, das ist sicher, aber überall ein somnambules oder magnetisches Fluidum wittern zu wollen, wie heutzutage oft geschieht, schadet vorurtheilsfreier Würdigung und Aufklärung solcher Erscheinungen ebensoviel, als das ungläubige Achselzucken so vieler Männer der Wissenschaft und die wohlfeile Skepsis des großen Publikums.

Der Reichskanzler als Seemann.

Mitgetheilt von O. Kl.

Im März 1883 wurde der damalige Infanteriegeneral v. Caprivi zum Viceadmiral und Chef der Admiralität ernannt, um den abgehenden Chef der Admiralität, General v. Stosch, zu ersetzen. Dieser war gegangen, weil eine Reformation der Marine vorgenommen werden sollte, mit welcher Stosch nicht einverstanden war. General v. Caprivi nun kannte vom Seewesen fast nichts, denn wenn er auch eine Zeitlang Brigadekommandeur in Stettin gewesen war, so hatte er doch dort blos Kauffahrteischiffe gesehen, aber im Umgange mit Kriegsschiffen war er ein Neuling.

Es ist bekannt, daß Caprivi das Wort wieder einmal wahr machte, daß man von dem deutschen Soldaten und Offizier Alles verlangen kann, denn er hat als Chef der Admiralität Bedeutendes geleistet, seinen Namen nennt man noch heute in Marinekreisen mit Achtung, und doch kam er in eine vollständig neue Welt, kam als reinste „Landratte" in die Kriegsmarine, welche wirklich für den Binnenländer, wenn er an sie zuerst herantritt, ein Buch mit sieben Siegeln ist. So gab es denn im Anfang manches komische Intermezzo, und wir sind in der Lage, nachfolgend einige solche humoristische Zwischenfälle mitzutheilen, welche dadurch noch einen besonderen Werth haben, daß ihre Erzählung, wie uns berichtet wird, aus des späteren Reichskanzlers eigenem Munde stammen soll.

Herr v. Caprivi war in seiner neuen Eigenschaft als Chef der Admiralität nach Kiel gereist und inspizirte dort die vor Anker liegenden, in Dienst gestellten Schiffe. Er kam in der zwölften Stunde Vormittags auf das erste Schiff, empfangen mit allen Ehren, die ihm als Chef der Admiralität gebührten; er trug indeß noch die Infanterieuniform. Schon nach wenigen Minuten Aufenthalt auf dem Schiffe bat ihn der Kommandant, die Sporen abzulegen, da man mit Sporen auf einem Schiffe nicht herumgehen könne. Der Abstieg auf den schmalen Treppen, die nach dem Inneren des Schiffes führen; das Herumgehen zwischen allerlei Tauwerk und Ketten ist mit Sporen geradezu lebensgefährlich. Es erschien ein Maschinist mit einer Zange, welcher der Excellenz die Sporen aus den Stiefeln zog.

Caprivi bemerkte: „Ich habe mir meine Sporen ehrlich verdient; schade, daß ich sie jetzt ablegen muß!" und steckte sie resignirt in seine Manteltasche. Er wurde dann auf den Ehrenplatz des Schiffes, auf die Kommandobrücke, geführt, und während seiner Anwesenheit an Bord war er natürlich der höchste Vorgesetzte, dem alle Meldungen gemacht werden mußten.

Caprivi unterhielt sich dort mit dem Kommandanten des Schiffes und ließ sich gerade alle die vielen Dinge erklären, die ihm durchaus neu waren, als die Schiffsglocke angeschlagen wurde und bald darauf ein Offizier auf der Kommandobrücke erschien, welcher mit der Hand an dem goldbetreßten Zweimaster meldete:

„Excellenz melde gehorsamst acht Glas!"

„Ich danke sehr," sagte Caprivi, und der Offizier verschwand.

„Innerlich sagte ich mir aber," so erzählte Caprivi, „daß das doch eine recht sonderbare Meldung sei. Wenn der Herr nun schon einmal acht Glas getrunken hatte, wozu meldete er mir das? Die Sache ging mich doch absolut nichts an; dann mußte ich mir aber auch sagen, daß acht Glas Vormittags eine etwas starke Portion sei."

Noch hatte sich aber der neue Viceadmiral nicht von seinem Erstaunen erholt, als ein zweiter Offizier die Kommandobrücke heraufkam und mit der Hand am Hute meldete: „Melde mich gehorsamst verfangen!"

Erstaunt sah ihn der Viceadmiral an, dann griff er an den Helm und sagte: „Ich danke Ihnen bestens." Kopfschüttelnd sah er dem jungen Offizier nach, dem anscheinend ein Unglück passirt war. Was konnte sonst das „verfangen" bedeuten? — Aber schon nahte sich der dritte Offizier, und Caprivi ahnte, daß er wieder etwas Merkwürdiges erfahren würde. Und richtig, der Offizier fragte mit der Hand am Hut: „Excellenz gestatten gütigst Backen und Banken?"

„Jawohl," sagte Caprivi, „bitte, backen Sie," und der Offizier verschwand. Jetzt aber wendete sich Caprivi sofort an den Kommandanten und sagte: „Herr Kapitän, wollen Sie mich nicht darüber aufklären, warum mir alle diese kleinlichen, und, wie ich sagen muß, privaten Mittheilungen gemacht werden? Wenn an Bord gebacken wird, so ist das ja recht schön, und ich habe nichts dagegen; aber warum meldet man mir das? Und wenn jener Herr acht Glas trinkt, so ist das wohl seine Sache; wenn er neun Glas verträgt, mag er auch neun trinken! Was ist aber mit dem Herrn los, der sich ‚verfangen' hat?"

Der erstaunte Kommandant, der als Seemann nicht begriff, wie ein Mensch diese Fachausdrücke nicht verstehen könne, wußte zuerst gar nicht, was der neue Viceadmiral wollte; dann aber klärte er ihn auf, und Caprivi erfuhr Folgendes: Die Wache an Bord dauert für Offiziere und Mannschaften immer vier Stunden, und die Schiffsglocke zeigt durch Anschlag jede zurückgelegte halbe Stunde an. Diese Schläge nennt man Glas oder Glasen. „Ein Glas" bedeutet also, daß eine halbe Stunde vergangen sei, „zwei Glas" eine ganze und „acht Glas" bedeutet, daß vier Stunden vorüber und die Wache zu Ende sei. Die acht Glas dieser Wache fielen aber gerade auf die Mittagsstunde, zwölf Uhr, die Essenszeit für die Mannschaften an Bord. Der Offizier, der „acht Glas" meldete, machte die Mittheilung, daß eine Wache vorüber sei und die Ablösung erfolgen würde, das Ablösen bei Offizieren und Kadetten führt aber den eigenthümlichen Namen „verfangen". Der zweite Offizier meldete sich also als von der Wache abgelöst. — „Backen und Banken" heißt Mittagessen, weil auf ein besonderes Signal die „Back", d. i. der Tisch, und die Bänke, die an den Schiffswänden zur Raumersparniß, wenn man sie nicht braucht, hochgeklappt sind, heruntergeschlagen werden. —

Im Herbst desselben Jahres inspizirte Caprivi wieder in Kiel die Schiffe, die außer Dienst gestellt werden sollten, und jetzt hatte er sich schon einige Kenntniß der nautischen Dinge angeeignet. Er kam auf das Kadettenschulschiff, welches soeben seine Kreuzerfahrten beendet hatte. Er musterte das Schiff, das vor Anker lag und wendete sich dann plötzlich an den Kommandanten mit den Worten: „Ich will die Kadetten loggen sehen."

Der Kapitän machte ein sonderbares Gesicht und fragte erstaunt: „Loggen, Excellenz?"

„Jawohl," sagte Caprivi, „ich will einmal die jungen Leute loggen lassen. Ich will einmal sehen, was sie gelernt haben."

„Loggen" ist die Messung der Geschwindigkeit, die ein Schiff hat, wenn es in der Fahrt begriffen ist; wenn das Schiff vor Anker liegt, kann man also natürlich nicht loggen. Deshalb die erstaunte Frage des Kapitäns. Aber es half nichts, der Befehl war gegeben und mußte ausgeführt werden.

Die Pfeifen der Bootsmannsmaate schrillten: „Alle Mann auf!" und binnen wenigen Augenblicken standen die Kadetten, in Divisionen geordnet, auf dem Verdeck und erfuhren zu ihrem Erstaunen, daß sie „loggen" sollten. Caprivi war mit dem Kapitän nach der Batterie gegangen und kehrte jetzt zurück. Wohl fielen ihm die eigenthümlich grinsenden Gesichter der Seekadetten auf, aber er wendete sich an den Kommandanten und sagte diesem: „Bitte, lassen Sie loggen!" — Verzweifelt legte der Kapitän die Hand an den Hut und entgegnete: „Excellenz gestatten gütigst, aber es wäre vielleicht besser, erst zu loggen, wenn wir in Fahrt wären. Man kann nämlich nicht gut loggen, wenn man vor Anker liegt."

„Ach so!" meinte Caprivi etwas gedehnt, dann wendete er sich aber rasch um. Er wollte den Kadetten, aus deren Gesichtern das unterdrückte Vergnügen leuchtete, nicht noch mehr ihre Selbstbeherrschung rauben, indem er ihnen zeigte, daß er selbst lachte. Wahrscheinlich wäre sonst die übermüthige seemännische Jugend in lautes Gelächter ausgebrochen. —

Sind die erzählten Anekdoten, die uns aus dritter Hand zugegangen sind, vielleicht auch nicht ganz „historisch", so beweisen sie doch zum Mindesten, daß es für den späteren Nachfolger Bismarck's sehr schwer war, sich in die

Marineangelegenheiten hineinzuarbeiten. Sie sind aber gleichzeitig ein Zeichen für den natürlichen Humor, den dieser Mann besitzt, und für seine Liebenswürdigkeit, die Jedem auffällt, der nur einmal Gelegenheit hatte, mit ihm zu verkehren.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

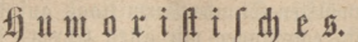
Grausame Strafe. — Wenige Menschen haben die Unbeständigkeit des irdischen Glückes in so herber Weise erfahren, wie die schöne und geistreiche Johanna Shore. In früher Jugend mit einem Goldarbeiter verheirathet, hatte sie durch ihre bezaubernde Anmuth und die reichen Gaben ihres Geistes einen großen Kreis von Bewunderern angezogen. Der König Eduard IV. von England (1461—1483) zog sie endlich sogar an seinen Hof. Hier wurde sie nahezu vergöttert. Aber diese Herrlichkeit nahm mit dem Tode des Königs ein rasches Ende. Als der durch Shakespeare für ewig gebrandmarkte grausame Richard III. nach der Ermordung der Söhne Eduard's den Thron bestiegen hatte, ließ er die unglückliche Johanna ergreifen und übergab sie unter der Anklage vieler Vergehen dem Gerichte. Von diesem wurde sie zu einer öffentlichen Buße in der Kathedralkirche zu London verurtheilt. In weißer Kleidung und mit einer Kerze in der Hand mußte die vor Kurzem so gefeierte Frau durch die Reihen des höhnenden und spottenden Pöbels die Kirche betreten und dann am Altare knieend mit lauter Stimme die Sünden bekennen, deren man sie beschuldigte.

Aber Richard's grausamer Sinn gab sich damit noch nicht zufrieden. Er ließ bei Lebensstrafe und Verlust des Vermögens verbieten, der Unglücklichen Lebensmittel zu reichen oder sie zu beherbergen. Ein Bäcker in London, der ihr aus Dankbarkeit und Mitgefühl ein Stück Brod gab, wurde sofort gehenkt.

Aus Furcht wurde nun dieses entsetzliche, unmenschliche Gebot nur zu gewissenhaft beobachtet. Entstellt von Hunger und Entbehrung aller Art wankte die bisher so einflußreiche Frau durch die Straßen. Keines der Angehörigen wagte sie aufzunehmen. In ihrer gräßlichen Noth suchte sie ihre kärgliche Nahrung auf der Straße unter den Abfällen oder auf den Feldern. Sie verschlang gierig Alles, was sie fand. Die Nächte verbrachte sie meist obdachlos hungernd und frierend unter freiem Himmel.

Auch als der blutige Richard III. in der Schlacht bei Bosworth gefallen war (1485), trat keine Verbesserung ihrer Lage ein. Aber trotz aller Seelen- und Körperqualen und trotz der beispiellosen Entbehrungen, welche diese unglückliche Frau ertragen mußte, erreichte sie dennoch ein hohes Alter. Sie starb unter der Regierung Heinrich's VIII. im 96. Lebensjahre. Man fand die Arme verhungert in einem Graben der nördlichen Vorstadt von London, welcher nach ihr der Shoregraben genannt wurde. [C. L.]

Ursachen der Linkshändigkeit. — Für die Ursachen der sogenannten „Linkshändigkeit" sind einige von einem Arzte in Saint-Denis beobachtete Fälle bemerkenswerth. Der Genannte hatte mehrere Kinder in Behandlung, welche linkshändig waren. Die Kinder waren von den Müttern selbst aufgezogen worden, und der Arzt entdeckte als Ursache der Linkshändigkeit: das Tragen der Kinder in der ersten Lebenszeit auf dem linken Arm, wodurch der rechte Arm des Kindes auf die linke Schulter des Tragenden zu liegen kommt, der linke dagegen zum Greifen frei bleibt. [—dn—]





Letzter Rettungsort.

Erster Student: Nun, Zeus, wohin so eilig. Du willst wohl schon zum Frühschoppen, oder willst Du Geld von der Post holen?

Zweiter Student: Bewahre! Ich gehe in die Vorlesung.

Erster Student: Mach' keine faulen Witze; Du und in die Vorlesung!

Zweiter Student: Doch, Apoll, Mein Schneider wird nämlich heute mit der Rechnung kommen, um Geld zu holen. Zu Hause sucht er mich erst, dann geht er in die Stammkneipe, aber im Colleg sucht er mich nicht, da bin ich sicher.



Verschnappt.

Herr: Wissen Sie, Fräulein Evi, daß ich nun schon zum dritten Male von Ihnen träume?

Fräulein: Doch hoffentlich nur Gutes, Herr Adolph.

Herr: Ja — und doch eigentlich nein; ich träumte nämlich, ich hätte um Sie geworben und nach langen, langen Bitten endlich das süße „Ja" erhalten. Da, als ich voll unaussprechlicher Seligkeit Sie umfangen, Sie küssen will — da

Fräulein (gespannt): Nun?

Herr: Da strömt plötzlich zwischen uns ein breiter Fluß und ich strecke verzweifelt nach Ihnen am anderen Ufer die Arme aus.

Fräulein (erregt): Aber mein Gott, Adolph, war denn keine Brücke oder wenigstens ein Kahn in der Nähe?

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 20:
Was die Wärme in der physischen Welt, das ist die Liebe in der moralischen.

Scherz-Räthsel.

Der Titel einer englischen Dame,
Ein kurzes deutsches Empfindungswort,
Von einem Schweizer Kanton der Name:
Die drei zusammen nennen sofort,
Wenn man sie neben einander stellt,
Einen großen Fluß in der neuen Welt.

[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Füll-Räthsels in Nr. 20:

N	A	T	R	O	N
A	N	F	A	N	G
D	O	N	N	E	R
B	A	N	N	E	R
I	N	F	A	N	T
N	E	L	S	O	N

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.